

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Geisterseher

Schiller, Friedrich

München, 1922

Der Spaß des Doktors Teufelsdröckh

[urn:nbn:de:bsz:31-247502](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-247502)

halten; er wollte nach Rom und beabsichtigte, den Weg über Tirol und Venetien zu nehmen. Während er dasaß und auf die Ausstellung der Papiere wartete, sprach der Gesandte mit einem Sekretär grade darüber, wie man am besten mir behilflich sein könne. Der gute Pfaff verstand kein Wort, da diese Unterhaltung in italienisch geführt wurde. Plötzlich aber wurde er stutzig, als der Name „Doktor Teufelsdrökh“ an sein Ohr klang. Als er ein zweites Mal diesen Namen hörte, bekreuzigte er sich sehr verängstigt; beim dritten Male sprang er auf, um zur Tür hinauszuweichen. Man hielt ihn, stellte ihn zur Rede und erfuhr nun diese sonderbare Historie, die sich vor einigen Jahren in dem Pfarrdorfe des guten Geistlichen ereignet! Hören Sie nun, meine Herren, diese Geschichte, wie sie der Münchener Schreiber meines Gesandten nach der Erzählung des Pfarrers niederschrieb!“

Baron Freihardt begann zu lesen:

Der Spaß des Dr. Teufelsdrökh

In demselbigen Sommer war ein Mann nach St. Johann am Mangfall gekommen, der ist nie in die Kirche gegangen. Aber weil er dem Herrn Pfarrer und auch dem Herrn Bürgermeister oft Geld für die Armen ins Haus geschickt hat, hat man ihn in Ruhe gelassen. Er nannte sich Dr. Teufelsdrökh und die besseren Leute wollten

nichts mit ihm zu schaffen haben. Der Mann wollte auch mit den Leuten nichts zu schaffen haben. Er hatte einen Haufen unheiliger Bücher mitgebracht, über denen er zu Hause den ganzen Tag gesessen ist. Nur am Abend lief er herum in den Feldern und im Walde und manchmal hat er Käfer und Asseln und anderes gottloses Würmerzeug gefangen. Der Mann wohnte bei der Frau Anastasia Hupfau, der Grantlbäurin. Die war eine Witfrau und das sauberste Weib in der ganzen Gegend. Alles Mannsvolk war vernarrt in sie, auch — der Herr Pfarrer. Ihr Mann war der reiche Grantlbauer gewesen, aber der war im vorigen Jahr umgekommen bei der letzten Kirchweih. Der Grantlbauer hat sich nie lumpen lassen, und was so Sachen gewesen sind, wie die Ausschmückung der Dorfkirche und der Wein, so hat er dafür allezeit Geld ausgegeben. So hat er denn den Herrn Bürgermeister und den Herrn Pfarrer zum Wein eingeladen, und da ging es zuerst recht sittsam zu. Aber weil dem Herrn Pfarrer die anderen so viel zugetrunken haben, so sank er schließlich unter den Tisch, daß sie ihn heim zum Pfarrhaus tragen mußten. Der Grantlbauer ist aber mit den sündigen Menschen weitergezogen, und sie haben immer noch mehr getrunken. Da kam der Satan über sie, und sie vermaßen sich ihrer Stärke. Der Grantlbauer sagte, daß er die Tischkante abschlagen

könne von dem Eichentisch im Wirtshaus. Und das hat er auch gemacht und den Wein vom Moserbauern gewonnen. Er vermaß sich, daß er den Gemeindestier an den Hörnern aus dem Stall ziehen wolle. Und den rotkropfigen Knecht vom Wirtshaus mit dem Riesengenick, den wolle er mit einem Faustschlage niederhauen. Da sagte der Nebelhofbauer, das möge schon sein, aber er wisse etwas, mit dem er sich nicht anzubandeln trauen würde. „Was ist dös?“ fragte der Grantbauer. Der Nebelhofbauer sagte: „Meine Bienen!“ Da lachte der Grantbauer und brüllte, er werde allen Honig herausnehmen und herbringen. Und er schere sich den Teufel um ein paar Bienenstiche. Sie gingen also zum Hof des Nebelhofbauern, aber nur dieser und der Kainzenhofbauer und noch zwei gingen mit, weil die anderen schon so voll waren und nicht mehr mitkonnten. Der Grantbauer hat sich gleich an die Arbeit gemacht und den ersten Stock zerissen und den Honig herausgenommen. Die Bienen sind herausgeflogen und auf die Bauern los und haben sie nach Herzenslust gestochen. Da sind die anderen weg; der Grantbauer aber hat ihnen nachgeschrien, sie könnten sich seinetwegen zum Wirtshaus scheren, er werde schon nachkommen und ihnen den Honig bringen. Und damit ist er auf den zweiten Stock losgegangen.

Die anderen gingen zum Wirtshaus zurück, und da saßen sie und tranken und warteten. Aber der Grantlbauer kam nicht; und dann hatten sie auch genug und schliefen ein.

Am anderen Morgen fanden ein paar Knechte den Grantlbauern bei den Bienenstöcken, die lagen umgeworfen und zerstört da. Den Grantlbauern aber hatten die Bienen furchtbar zugerichtet. Kein Mensch konnte ihn wiedererkennen, so geschwollen war er. Man trug ihn nach Hause zu seiner Bäurin und dann schickte man zum Bader, aber den konnte kein Mensch wach bekommen. Die Bäurin und die Mägde wuschen den Grantlbauern mit Essig, aber sie richteten nichts damit aus. Man sah wohl, daß sein letztes Stündlein geschlagen hatte. Da schickten sie zum Pfarrhaus, und der Geistliche Herr erhob sich in starker Christenpflicht und bekämpfte seine Müdigkeit und seine menschliche Schwäche zu Ehren Gottes des Herrn. Wie er den Grantlbauern sah, da merkte er wohl, wie der Finger Gottes so wunderbarlich walten konnte, der aus diesem starken Manne und reichen Bauern nun ein so mißgestaltetes, aufgeschwollenes Stück Fleisch gemacht hatte. Da erzählte er zur Erbauung der Grantlbäurin und der Knechte von der großen Güte Gottes und seinen unerforschlichen Ratschlüssen und spendete dem sterbenden Grantlbauern reichen Trost und erweckte

große Reue bei ihm über die sündhafte Tat. Dann gab er ihm die letzte Ölung.

Und der Grantlbauer ist einen schönen, christkatholischen Tod gestorben.

Die Grantlbäurin aber hat vom Nebelhofbauern die Bienenstöcke gekauft, hat sie hinter dem Grantlhof aufgestellt und gut versorgt. So ehrte sie das Andenken des Grantlhofbauern und hatte einen sehr guten Honig und verdiente ein schönes Geld damit.

Alles das ist geschehn, wie die Grantlbäurin noch guter Hoffnung gewesen ist. Und sechs Wochen, nachdem sie ihren Mann begraben hatte, kam sie in die Wochen und hat ein hübsches, dickes Mädchen in die Welt gesetzt.

Auf dem Grantlhof wohnte nun der fremde Mann, der Dr. Teufelsdrökh. Eines schönen Tages war er angekommen und der Postwagen hatte ihn am Wirtshaus abgesetzt. Dann war er im Dorf umeinander gestiegen und hat sich überall umgeschaut, auf dem Grantlhof aber hat es ihm am besten gefallen. Und er war bald einig geworden mit der Bäurin, weil er mit schönen Maria-Theresia-Talern bezahlte. So hat sie ihm die Zimmer gegeben, die er verlangte, und da wohnte er und las in seinen unheiligen Büchern.

Nun war die junge Witfrau ein schöner Anblick unter den Menschen, und da sie obendrein

noch sehr reich war und den größten Hof hatte auf Meilen in der Runde, so war es kein Wunder, daß den Mannsleuten die Hosen juckten, wenn sie vorbeikam. Sie war aber sehr stolz und wollte von keinem etwas wissen und tat, als ob niemand gut genug für sie sei.

Da gefiel es Gott dem Herrn, daß er dem Satan erlaubte, auch das Herz des Geistlichen Herrn, Emmeran Fürnkäs, in sündhafter Lust zu bestriicken. Er wich ab von dem Wege der Heiligkeit, und seine Augen sahen nichts mehr als nur das Bild der Bäurin, die überall voll und rund war. Einmal kam er vorbei am Grantlhof, und die Bäurin saß vor dem Hause und nährte ihr Kind. Da packte es den Geistlichen Herrn, und er trat zu ihr hin und konnte sich gar nicht satt sehn an dieser Pracht. Es juckte ihn in den Fingern, aber er widerstand als ein Knecht Gottes — nur das liebe Kindlein wollte er streicheln. Dann aber schuf es der Satan, daß sich seine Hand verirrte auf die schönen Dinge. Da sprang die Bäurin auf und schlug ihm auf die Finger und lachte ihn aus und rannte fort. Aber es kam so weit, daß der arme Herr Pfarrer gar nicht mehr schlafen konnte vor lauter Begier und sich in seinem Bett wälzte und nur nachsann, was er wohl anstellen könnte, um die Grantlbäurin zu haben.

Nun war aber der Herr Pfarrer ein sehr ge-

bildeter Mann, der viel mehr wußte als alle Bauernlümmler von St. Johann am Mangfall. So fiel ihm ein, daß er einmal in seiner Jugend gehört hatte, wie man es wohl anstellen könne, um die Liebe einer Frau zu gewinnen. Nämlich, wenn sie Milch hat und ein Kind nährt, so braucht man nur ein paar Tröpflein von dieser Milch zu haben. Ein Tröpflein gibt man auf die Lippen und die andern Tröpflein wischt man über Hände und Brust und Leib. Dann muß das Frauenzimmer ganz entflammen vor Lust und Begier und muß einem nachlaufen überall hin, ob es nun mag oder nicht. In früherer Zeit hatte man es wohl oft so gemacht; aber die Leute wußten es nicht mehr. Nur der Geistliche Herr wußte noch darum, und der Satan stach ihn, daß er das Mittel versuchen sollte.

Als nun Emmerentia, die Großmagd der Grantlbäurin, zu ihm zum Beichten kam, da machte er es ihr leicht, obgleich sie voller Fleischeslust war und einen sündhaften Wandel mit den Knechten führte. Er war sehr gütig und voller Mitleid, der Geistliche Herr, und sagte, daß wir allzumal Sünder seien und des Ruhmes mangelten, den wir vor Gott haben sollten. Und dann sprach er ihr von seiner Not — und daß ihm nur geholfen werden könnte, wenn er ein paar Tröpflein von der Milch der Grantlbäurin bekomme. Die Großmagd tat sehr fromm und

willfährig und versprach ihm, daß sie ihm von der Milch verschaffen wollte.

Wie sie aber nach Hause kam, da vergaß sie bald ihre guten Vorsätze. Zuerst strich sie herum um die Bäurin und sagte gar nichts. Aber jedesmal, wenn sie sah, wie die Bäurin das Mieder öffnete, um dem Kindlein die Brust zu reichen, dann kicherte sie und gluckste wie eine Truthenne. Endlich wurde die Bäurin aufmerksam und fragte die Magd, was sie wolle mit ihrer damischen Lacherei? Die Emmerenz wollte zunächst nicht heraus mit der Sprache; dann aber wurde sie zur Judassin und beging eine schwere Sünde und verriet ihren Beichtvater, den Geistlichen Herrn Fürnkäs. Sie sagte also der Bäurin, was der Herr Pfarrer von ihr wollte — ein paar Tröpflein Milch, damit sie ihm nachlaufen müsse überall hin in Lust und Begier. Da erschrak die Bäurin gar sehr und knüpfte rasch das Mieder zu und schalt heftig in sehr unheiligen Worten gegen den Geistlichen Herrn. Grade kam der Herr Dr. Teufelsdrökh aus dem Hause, und die beiden Weiber riefen ihn an und erzählten ihm alles. Die Bäurin fragte ihn, was sie wohl tun könne, um sich dagegen zu schützen, daß man ihr heimlich Milch wegstehle. Denn sie wolle einen Mann haben, sagte sie, der ihr gefiele, und sie wolle nicht jemandem nachlaufen, der sich mit ihrer Milch beschmiert habe, und erst

recht nicht dem Pfarrer! Der Dr. Teufelsdrökh hörte alles ruhig an und dann sagte er, daß sie nur ruhig sein solle, er würde schon dafür sorgen, daß ihr nichts geschähe. Und dem Pfaffen wolle man einen Streich spielen, an den er sein Lebtag denken würde. Dann ging er in die Wiesen und fing gottloses Würmerzeug.

Am andern Tage aber gab er der Bäurin ein paar bittere Pillen zu schlucken und sagte ihr, daß sie nun ganz sicher sei. Und wenn alle Mannsbilder vom Dorf von ihrer Milch söffen und sich drin badeten — so brauche sie doch keinem einzigen nachzulaufen. Die Bäurin merkte wohl, daß es ein sehr gutes starkes Mittel war, da sie ein heftiges Zwicken im Leibe verspürte und wohl ein dutzendmal an diesem Tage zum Misthaufen laufen mußte. Dann aber dokterte dieser unheilige Mann in seinem Zimmer herum und schließlich befahl er den Weibern, daß sie ihm eine Ziege bringen sollten. Die Frauen brachten also die weiße Ziege, und der Satansdokter hieß der Großmagd, ihm ein wenig Milch zu melken. Die Emmerenz strich das Euter, und er gab ein wenig Milch in ein schwarzes Fläschchen. Dann schickte er die Weiber wieder fort mit der Ziege. Wieder am andern Morgen kam er zur Bäurin herunter und ließ die Magd rufen. Er hatte ein rotes Fläschchen, darin waren nur wenige Tropfen von der Ziegenmilch. Das gab er ihr und sagte,

daß sie stracks zum Pfarrer laufen solle und ihm das Fläschchen bringen. Sie olte ihm sagen, daß es die Milch der Bäurin sei. Dann aber solle sie gut aufpassen und sich im Pfarrhause irgendwie zu schaffen machen. Und wenn der Pfarrer ausgehe, so solle sie heimlich die Hose und die Strümpfe nehmen, die er Sonntags anziehe und ihm herbringen.

Die Großmagd folgte also diesem sündhaften Rat und tat, wie er geheißten hatte. Der Geistliche Herr ahnte in seinem reinen Herzen nicht die Tücken dieser Welt, freute sich sehr, nahm das Fläschchen und dankte ihr. In seiner Güte schenkte er ihr gar noch zwei silberne Schuhschnallen, die er von seiner seligen Mutter geerbt hatte. So arglosen Gemütes war er. Die Emmerenz aber vergalt Gutes mit Bösem. Sie stahl die Sonntagshosen und Sonntagsstrümpfe und brachte sie zum Grantlhof dem Dr. Teufeldrökh. Der nahm sie und befahl, daß man den großen Ziegenbock bringen solle, einen häßlichen alten Kerl mit langem Barte. Mit dem schloß er sich eine Weile ein — und es war sicher Satanswerk, das er trieb. Am Abend aber sandte er die Großmagd wieder zum Pfarrhof und befahl ihr, heimlich die Strümpfe und die Hose genau wieder an denselben Ort zu legen, woher sie sie genommen hatte. Die Emmerenz ging und tat alles und der gute Geistliche Herr merkte

nichts davon. Er fühlte sich an diesem Abend ganz froh und leicht, und nahm das rote Fläschchen und gab ein Tröpflein Milch auf die Zunge und wischte die andern über Hände und Arme und Leib und Brust. Und da noch ein wenig übrig war, so rieb er auch die Beine und den Rücken ein, denn er wollte, daß die Grantlbäurin ihn überall sehr lieb haben sollte. Da er aber ein sehr frommer Mann war, so kniete er nieder zum Gebet und bat um Vergebung seiner Sünde und versprach der Heiligen Jungfrau sieben schöne Kerzen, wenn alles gelingen sollte. Und dann setzte er sich hin und überlegte eine sehr erbauliche Predigt, weil einige Tage drauf Peter- und Paulstag war.

Nun hatte zwar der Dr. Teufelsdrökh den Frauen gesagt, daß sie fein still sein und nichts ausschwatzen sollten. Aber die Großmagd hatte es dennoch dem Wastl erzählt, und der sagte es den andern Knechten. Die verrieten es den Mägden, bei denen sie fensterln gingen — so kam es, daß man im ganzen Dorf darum wußte. Die Bauern wußten es und die Knechte, die Mägde und die Bäurinnen. Alle wußten, was der Herr Pfarrer Fürnkäs angestellt hatte, und alle wußten, daß ihm ein böser Streich gespielt werden sollte — und zwar gerade am Festtage, das hatte der Dr. Teufelsdrökh gesagt. Nur der Herr Pfarrer wußte nichts davon und

ging reinen Herzens durch diese Teufelsverschwörung.

Früh am Morgen des Feiertags ließ der gottlose Doktor wieder die Ziege kommen. Die Bäurin und die Großmagd lauerten auf der Stiege und lauschten durch die Tür, um zu hören, was er mit ihr machen wollte. Aber sie hörten nur, daß er lange auf sie einsprach, und die Emmerenz sah durch das Schlüsselloch, daß er ihr mit einem Tuche über die Nase rieb. Als man sich zum Kirchgang rüstete, befahl er zwei Knechten, die Ziege an einem Stricke mitzunehmen und am Pfarrhaus zu warten, bis der Pfarrer herauskäme, um zur Kirche hinüberzugehn. Er selbst aber erklärte, daß er auch zur Kirche gehn würde — nur an diesem Tage ging der sündhafte Mann und nur, um eine unheilige Freude zu haben über den geistlichen Herrn. Die Kindsmagd nahm also das Kindlein und schritt vorauf, dann kam die Bäurin selbst. Hinterher alle Mägde und Knechte, zum Schluß die zwei mit der weißen Ziege, der sie ein blaues Band um den Hals gebunden hatten und ein paar kleine Glöckerl an den kurzen Schwanz. Ganz zuletzt aber kam der Dr. Teufelsdrökh. Grad, wie der geistliche Herr zur Kirche hinüberging, um seinen armen Lämmlein das Licht des Evangeliums zu bringen, ließen die Knechte die Ziege los; die hüpfte ein paarmal herum, dann rannte

sie schnurstracks auf den Pfarrer los. Der konnte sich ihrer gar nicht erwehren, und die Leute lachten und keiner half ihm. Schließlich aber entkam er doch, rannte zur Sakristei, schlüpfte hinein und schlug die Türe zu. Ein anderer Mann hätte wohl geflucht, wenn ihm das geschehn wäre, aber der geistliche Herr bezwang sich und dachte an seine heilige Pflicht. Und dann fiel ihm auch ein, daß die Grantbäurin da sein würde, und daß es das erstemal sei, daß sie ihn sehn würde, seit er die Milch bekommen hatte. Wenn er die Augen schloß, sah er sie vor sich — so rund, überall!

Unterdessen füllte sich die Kirche — das ganze Dorf war heute da. Nur Dr. Teufelsdrökh blieb draußen stehn und ein junger Knecht, der die Ziege hielt, die man wieder eingefangen hatte. Von Zeit zu Zeit ging der Doktor zur Kirchentür und schaute hinein. Endlich kam er auf den Knecht zu und sagte: „Er ist bei der Predigt, Ambros! Ich gehe nun in die Kirche. Du bleibst hier stehn und zählst bis dreißig. Dann kommst du nach und führst deine Ziege in die Kirche; sowie du die Türe hinter dir geschlossen hast, läßt du sie los.“ Da grinste der Ambros.

Der geistliche Herr bereitete sich in der Sakristei vor. Er wußte, daß er im Stande der Gnade war, da er sein Brevier bis zur Terz gebetet hatte. Noch einmal, während er sich die Hände wusch,

betete er um innere Reinheit. Dann legte er den Amikt um und die Albe, die er mit dem Cingulum hochschürzte, gab Manipel und Stole darüber und bekleidete sich schließlich mit Meßgewand und Birett. Er trat in die Kirche zum Altar und zelebrierte die Vormesse. Mit besonderer Weihe sprach er den Introitus des Feiertags: „Nun weiß ich gewiß, daß Gott seinen Engel gesandt hat“; sehr erbaulich klang das Kyrie und die Gloriahymne. Nach dem Evangelium eilte er wieder in die Sakristei, legte die Kasel ab und nahm dafür das Chorhemd und die rote Stola. So stieg er auf die Kanzel; grade unter sich sah er die Grantlbäurin sitzen; sie sah so hübsch aus wie noch nie. Aber der geistliche Herr unterdrückte die fleischliche Lust und richtete Augen und Seele zum Himmel und sprach ein Gebet. Dann begann er seine Predigt. Er erzählte von Paulus und Petrus und den vielen Märtyrern, die ihr Leben hinopfereten zum Wohle ihrer Mitmenschen. Das sei ein hehres Beispiel für alle Frommen! Ein jeder habe die heilige Pflicht, seinen Nächsten zu lieben, und darin könne kein Christ und keine Christin zu weit gehn. Man solle nicht löcken gegen den Stachel, und wenn man in seiner tiefsten Seele ein starkes Bedürfnis empfinde, gut zu sein zu seinen Nächsten, so solle man dies nicht unterdrücken, sondern hineilen zu seinem Nächsten mit offenem

Christenherzen und nicht darauf achten, was die Leute sagen. Wer aber sei nun der Nächste? Nun, da müsse man einen guten Unterschied machen und jeden Nächsten so lieben, wie es ihm zukomme. Den Bettler solle man nicht von der Tür weisen, sondern ihm ein Stück Brot geben und den kranken Nachbarn solle man aufsuchen und ihn erquicken und laben. Man solle dankbar und gut sein zu seinen Eltern und Geschwistern und seinen Herrn, deren Brot man äße. Das seien alle unsere Nächsten. Besonders gut aber müsse man zu dem sein, der einem das geistige Brot reiche und durch Fasten und Beten einem helfe, den Weg zur ewigen Seligkeit zu wandeln — dieser heilige Mann sei vor allem unser Nächster.

Hier stutzte der Herr Pfarrer Fürnkäs, weil sich die Kirchentür plötzlich öffnete. Sie knarrte und die Leute sahn sich um. Er sah einen Menschen eintreten, den er sonst nicht in dem Hause Gottes zu sehn gewohnt war — und das war der Dr. Teufelsdrökh. Eine große Unruhe faßte die Gemeinde, aber dann wurde es wieder still. Den geistlichen Herrn aber überfiel eine dunkle Ahnung, als ob irgend etwas nicht in Ordnung wäre. Dann aber besann er sich und richtete den Blick nach oben und begann von neuem. Liebliche Worte kamen aus seinem Munde.

Das sei ein gottwohlgefälliges Bild, sagte er, wenn die Lämmlein der Gemeinde sich eng scharften um den bestellten Hirten. Und kein Lämmlein möge sich scheuen und ängstigen, wenn sein Herz ihm bang schlage, es möge ruhig zum guten Hirten kommen ins Pfarrhaus, der würde es trösten —

Da ging zum zweitenmal die Kirchentür und knarrte noch lauter. Er sah Ambros, den Knecht der Grantlbäurin eintreten, der zerrte etwas hinter sich. Dann hörte er unter den Leuten, die hinten am Eingange standen, ein halblautes Rufen und ein unterdrücktes Lachen und sah, wie etwas Weißes durch den Mittelgang lief, zwischen den Bänken durch. Jetzt erkannte er, daß es die weiße Ziege der Grantlbäurin war. Diese sündhafte Störung des Gottesdienstes tat ihm sehr weh. Er rief mit lauter Stimme hinunter, daß man dieses Geschöpf des Ärgernisses entfernen solle.

Aber keiner achtete darauf. Die Weiber kicherten und die plumpen Bauernlummel grölten; er sah, wie selbst der Herr Bürgermeister grinste. Die Ziege blieb hier und dort stehn und schnupperte überall herum, als ob sie etwas suche — dabei klangen die Glöcklein an ihrem Schwanz. Dann blieb sie unter der Kanzel stehn und hob den Kopf und sog die Luft durch die Naslöcher. Ganz plötzlich sprang sie die Stufen hinauf,

war in drei Sprüngen oben auf der Kanzel. Sie roch und schnupperte an dem geistlichen Herrn Fürnkäs und schob ihre Schnauze unter sein Chorhemd. Und ehe der geistliche Herr noch recht wußte, wie ihm geschah, stellte sie sich auf die Hinterbeine und legte ihm die Vorderbeine auf seine Schultern und leckte ihm mit der rauhen Zunge mitten durchs Gesicht.

Da brüllten und lachten und johlten und schrien die Bauernmenschen. Aber einer krächte ganz hell: „Er hat die Grantlbäurin haben wollen und jetzt hat er die Grantlgoas!“ Und ein anderer schrie: „Schaus! Dem Herrn Pfarrer sei Braut!“

Der geistliche Herr wußte in seiner Not nicht, wie ihm geschah. Er dachte nicht anders, als daß der Teufel selber sich auf ihn gestürzt hätte, und suchte sich seiner zu erwehren, so gut es ging. Aber je mehr er um sich schlug und stieß, um so enger drängte sich die Ziege an ihn und immer wieder leckte sie ihm durchs Gesicht.

Die Vroni, die Tochter vom Kaintenhofbauern rief: „Mein Gott und Herr! Sie busselt ihn ab!“ Und die Kirche grölte.

Der geistliche Herr sah wohl, wie er verlassen war von seiner Gemeinde und keine Hilfe zu hoffen habe. Das war der Dank für seine schönen Worte über die Nächstenliebe. Endlich stieß er mit aller Kraft die Ziege zur Seite und stürzte die Stufen hinab und lief Hals über Kopf durch

die Kirche. Aber die Ziege sprang ihm nach und lief hinter ihm her, hinaus zur Kirche und über den Platz bis ans Pfarrhaus und tat so verliebt, als wollte sie nicht mehr von ihm lassen. Immer wieder stieß er sie fort und immer wieder sprang sie hoch an ihm und leckte ihn durchs Gesicht. Bis er endlich sich retten konnte in sein Haus und die Tür zuschlug und verschloß.

Aber noch den ganzen Tag schrie das Bauernvolk vor der Tür: „Pfarrer, wie schmeckt enk die Milli?“ Und: „Busselt sie guet, dei' Ziegenbraut?“

Und die sündhaften Bauern meinten, daß sie einen solchen Spaß ihrer Lebtage nicht gehabt hätten in St. Johann am Mangfall.

Später aber wurd's nicht besser. Der arme geistliche Herr konnte sich nicht mehr sehn lassen, weil sie alle gegen ihn aufsässig waren und hinter ihm dreinschrien. Und dann erfuhr es der Bischof — und es heißt, daß er auch gelacht hat über die Geschichte. Und das ist gewiß, daß er die Seite der Bauern nahm und den geistlichen Herrn ungerecht leiden ließ. Er schickte einen andern Pfarrer nach St. Johann und den geistlichen Herrn Fürnkäs sandte er fort auf eine recht magere Pfarrei im Edinger Moos, wo man nichts wußte von der ganzen Sache. Und Bußen gab er ihm noch dazu auf, die schwere Menge.

So mußte der arme geistliche Herr leiden unter der Treulosigkeit der Grantbäurin und dem Judasverrat der Großmagd Emmerenz und dem Satanswerk des Dr. Teufelsdrökh.“

* * *

Kurze Zeit darauf erhielt Graf Osten einen Antwortbrief seiner Base, der Gräfin Elisa von der Recke aus Mitau in Kurland. Er hatte sich an sie gewandt, um Näheres über den Sizilianer, den Grafen Cagliostro, zu erfahren. Die Gräfin, die eine Zeitlang eine Anhängerin des Abenteurers war, berichtete, daß er in Kurland eine mystische Loge gegründet habe, dann nach St. Petersburg und Warschau gegangen sei, wo er ebenfalls großen Erfolg erzielt habe. Sie habe auf den Wunsch ihres Veters ihn über die Persönlichkeit des Armeniers zur Rede gestellt, aber nicht viel mehr erfahren, als was er dem Prinzen selber in Venedig mitteilte. Doch habe er offen zugegeben, daß er das Abenteuer in dem Lusthause an der Brenta auf ausdrücklichen Befehl des Armeniers in Szene gesetzt habe; dieser habe ihn auf den Prinzen Alexander aufmerksam gemacht. Seine Entlarvung durch den Armenier sei ihm völlig überraschend gekommen, ebenso wie seine Verhaftung. Der Armenier nenne zweifellos geheime Kräfte sein eigen; er selbst habe ver-

schiedentlich versucht, sich ihm entgegenzusetzen, das aber bitter bereuen müssen. Er habe seither erkannt, daß es besser sei, sich ihm zu beugen; deshalb habe er auch in Venedig, ohne weiter zu fragen, die ihm gegebenen Befehle nach besten Kräften ausgeführt. Sie habe, fügte die Gräfin von der Recke hinzu, die feste Überzeugung gewonnen, daß der Sizilianer an die geheimnisvolle Kraft des Armeniers fest glaube und eine mit ängstlicher Scheu, ja Furcht vermischte Bewunderung ihm entgegenbringe.

— Übrigens wiederholte sich in den nächsten Wochen des öfteren das plötzliche Entweichen des jungen Zedtwitz. Zur Rede gestellt, verwirrte er sich; vermochte immer nur über den ersten Anfang wie über das Ende seiner Eskapaden Auskunft zu geben, sehr selten auch über belanglose Einzelheiten in der Zwischenzeit. Der Prinz gab den Befehl, ihn gewähren zu lassen und sorgte dafür, daß in seine Rockschoße Goldstücke eingenäht wurden, um ihm stets die Möglichkeit zu geben, unabhängig zu sein. Doch stellte man fest, daß nie dieses Geld benutzt wurde. Einmal verschwand der Junker auf eine ganze Woche, so daß man ernstlich sich um ihn sorgte. Eines Abends sah man ihn dann mit einem Ochsenwagen in den Park fahren; er befahl den Fuhrleuten, eine große Kiste abzuladen, entlohnte sie und schickte sie fort. Dann setzte

sich der Junker, unbekümmert um den dichtstiebenden Schnee auf seine Kiste und wartete. Prinz Alexander gab Befehl, jede seiner Bewegungen scharf zu beobachten, ihn aber nicht zu stören. Unbeweglich blieb der Junker über zwei Stunden auf seiner Kiste sitzen. Punkt acht Uhr — als die Tafelglocke durch das Schloß schallte — erhob er sich, ging zum Gärtnerhause, rief einige Leute und befahl ihnen, die Kiste in das Schlafzimmer des Prinzen zu bringen. Dort arbeitete er eine gute halbe Stunde, ging dann in sein eigenes Zimmer, legte sich zu Bett und schlief sofort ein. Als der Prinz nunmehr in das Schlafgemach eilte, bot sich ihm eine seltene Überraschung: an der Wand, gegenüber dem Bettende, hing das Bild Veronikas als Madonna, das er, seit es ihm in Venedig von dem florentinischen Maler zum Kauf angeboten wurde, nicht mehr gesehn hatte. Der Prinz war außer sich vor Freude; er eilte sofort in das Zimmer des Junkers, um ihm zu danken und ihn auszufragen. Aber kein Rütteln und Schütteln vermochte diesen aus seinem Schläfe zu erwecken. Früh am andern Morgen befahl der Prinz, der noch im Bett lag, dem Baron Freihardt, den Junker zu holen. Der junge Zedtwitz kam; er war ausgeschlafen und sah außerordentlich frisch und blühend aus. Der Prinz wußte es so einzurichten, daß der Junker bei seinem Eintreten das Bild

nicht sah; er ließ ihn dann auf dem Bette Platz nehmen, so daß er der Wand den Rücken zudrehte. Er plauderte mit ihm über allerhand gleichgültige Dinge, und der Junker stand ihm völlig unbefangenen Rede und Antwort. Dann bat ihn der Prinz, er möge ihm doch eine kleine Schere von der Konsole holen. Zedtwitz sprang auf und sah über dieser Konsole das Bild hängen. Er blieb, aufs äußerste erstaunt, stehn und rief: „Unsere Madonna aus Venedig! — Wann haben Sie das Bild bekommen, Durchlaucht?“

Es war ganz augenscheinlich, daß seine wachen Augen es jetzt zum ersten Male in diesem Raume sahen.

Dieses Bild wurde dem Prinzen der Gegenpart zu langen Zwiegesprächen. Er ließ einen Vorhang darüber anbringen, als wolle er es bewachen vor den Blicken aller andern. Nur, wenn er allein war, zog er diesen Vorhang zurück — verbrachte ganze Stunden im Anstarren des Bildes.

* * *

Die Tagsatzung vor dem höchsten Gericht, die trotz aller Verschleppungspolitik der Anwälte des Prinzen Alexander die endgültige Entscheidung, auf die der alte Herzog drängte, bringen sollte, brachte statt dessen eine von keiner der beiden Seiten vorhergesehene Überraschung. Die Advo-

katen des Prinzen hatten wieder Vertagungsanträge eingereicht, die sie eingehend begründeten; das Gericht hörte ihnen geduldig zu, um dann die Anträge kurzerhand abzuweisen. In diesem Augenblick betrat ein Frankfurter Anwalt, der eben in der Residenz eingetroffen war, den Gerichtssaal. Da er den meisten der Richter und Sachwalter gut bekannt war, brauchte er sich persönlich nicht zu legitimieren; dagegen legte er vollgültige Dokumente vor, die seine Eigenschaft als regelmäßig bestellten Vertreter der verschwundenen Erbprinzessin, der Mutter des jungen Prinzen, klar bewiesen. Er legte dar, daß wichtige Umstände, die nicht zur Sache gehörten, seinerzeit das Verschwinden der Erbprinzessin bedingt hätten. Jetzt aber mache sie ihr Recht als Mutter geltend und verlange, daß ihr der Sohn herausgegeben und zur Erziehung überlassen werde. Auf die Frage des Vorsitzenden, in welcher Weise denn diese Erziehung gedacht sei, erklärte der Anwalt, daß er darüber keine Angaben machen könne, und daß das im übrigen Angelegenheit der Mutter sei.

Infolge dieser überraschenden Wendung wurde natürlich die Sitzung vertagt. So sehr diese neue Vertagung auch den Wünschen des Prinzen entsprach, so konnte er sich doch keineswegs verhehlen, einen wie starken Schlag seine Sache durch das Auftreten der Erbprinzessin erleiden

mußte. Wenn diese Frau, die bisher ihre Muttergefühle, wenn sie solche überhaupt je gehabt hatte, völlig vernachlässigt hatte, sich nun plötzlich auf ihr Recht als Mutter besann und es im Prozeß gegen den alten Herzog, wie gegen den Prinzen Alexander geltend machte, so standen ganz gewiß nicht zu verachtende Kräfte hinter ihr, die ihr Rückhalt boten; man mußte also annehmen, daß hier unter allen Umständen ein starker Widerstand zu gewärtigen war. Des Prinzen Sache aber war viel mehr wie die des Herzogs durch das Eingreifen der Erbprinzessin gefährdet. Der Prinz bestritt die Legitimität des Kindes und seine ohnehin schwachen Gründe stützten sich auf die Behauptungen, daß die Mutter eine Abenteuerin sei, und daß die Ehe des Erbprinzen überhaupt nicht gültig zustande gekommen sei. Seine Hoffnung stützte sich auf die Person des Prämonstratenserpaters der Fürstin Elisabeth, der das Paar getraut hatte. Gelang es diesen wichtigsten Zeugen zu gewinnen — so war sehr viel erreicht. Bisher freilich waren alle Versuche, ihn zu einer andern Aussage zu bewegen, völlig vergeblich gewesen. Dennoch: er gehörte zu jenen blinden Fanatikern, die für die Sache, an die sie einmal glauben, jedes Opfer zu bringen bereit sind. Sein großer Gedanke war gewesen, das Fürstenhaus und damit das Land in den Schoß seiner Kirche zurückzuführen. Dieser Plan

war gründlich gescheitert: der junge Prinz wurde streng protestantisch erzogen. Dagegen war Prinz Alexander katholisch — hier also konnte er das Spiel gewinnen, wo er vorher gründlich verspielt hatte.

Nun aber griff die Erbprinzessin ein. Gelang es ihr, jetzt oder nach dem Tode des alten Herzogs, die Person und damit die Erziehung des Thronfolgers in die Hand zu bekommen, so war es gewiß, daß sie ihn katholisch aufziehen würde. Dann aber würden alle die Elemente, die bisher seine, des Prinzen, Sache unterstützten, sich von ihm ab und der Erbprinzessin zuwenden. Seine Einwände gegen die Legitimität würden im Augenblicke zurückgewiesen werden; die Höfe von Wien, München, Dresden, die römische Kurie wie die spanischen, französischen, italienischen Fürstenhäuser mußten ganz gewiß ein viel größeres Interesse an einem jungen katholisch getauften und katholisch erzogenen, dazu zweifellos thronfolgeberechtigten Prinzen haben, als an einem Konvertiten, dessen Ansprüche recht zweifelhafter Natur waren. Dazu kam, daß sie während der Regierung eines Kindes und der möglichen Regentschaft einer Frau, der Erbprinzessin-Mutter, gewiß einen viel stärkeren Einfluß auf die Politik des Landes ausüben konnten. Schon gleich in den nächsten Tagen bemerkte Prinz Alexander die Folgen des plötz-

lichen Eingreifens des Frankfurter Anwalts: die Gesandten waren zwar genau so höflich und liebenswürdig wie zuvor, aber er bemerkte doch eine gewisse Zurückhaltung. Offenbar hatten sie die Situation sofort erkannt und erwarteten nun Weisungen ihrer Regierungen. Inzwischen stellte Marchese Civitella und Baron von Freihardt fest, daß von den verschiedensten Höfen durch ihre Vertreter in der Freien Reichsstadt Frankfurt das Menschenmögliche versucht wurde, um von dem Advokaten der Erbprinzessin Näheres über deren Aufenthalt und Pläne zu erfahren. Civitella, der selbst nach Frankfurt gefahren war, um im Interesse des Prinzen das Gleiche zu versuchen, konnte jedoch berichten, daß der Anwalt durchaus reinen Mund hielt — augenscheinlich aus dem sicheren Grunde, daß er von all dem selbst nicht das geringste wußte.

Die Lage schien verzweifelt für den Prinzen. Er wartete immer noch vergebens auf das Eintreffen seines Ratgebers, des Armeniers. Obwohl er äußerlich eine gleichgültige Miene aufzusetzen versuchte, bemerkte doch jeder, der mit ihm sprach, seine innere Unruhe. Auf lange Zeit zog er sich täglich allein in seine Gemächer zurück; manchmal saß er dann stundenlang vor dem Madonnenbild; dann wieder lief er einsam grübelnd durch den Park. Endlich schien er einen Entschluß zu fassen. Er bat den Marchese

zu sich, zu dessen Geschicklichkeit er ein großes Vertrauen hegte.

„Marquis,“ rief er dem Eintretenden entgegen, „etwas muß geschehn! Ich warte und warte — und derweil wird der Kampf ausgespielt, ehe wir ihn recht begonnen haben. Setzen Sie sich, Civitella, ich glaube einen Weg gefunden zu haben und ich möchte Ihre Meinung darüber hören.“

Der Marchese nahm Platz; sie sprachen noch einmal in allen Einzelheiten die ganze Lage durch. „Der Herzog,“ schloß Prinz Alexander, „ist deshalb im Vorteil, sowohl vor uns wie vor der Erbprinzessin, weil er den jungen Thronfolger in seiner Obhut und Gewalt hat. Beatus possidens! Bekommt die Erbprinzessin diese Gewalt, so ist aller Vorteil bei ihr, Marquis, und unsere Sache ist ganz sicher verloren. So ist es und nicht anders.“

„Dann, Durchlaucht,“ rief Civitella, „gibt es nur eines: mit allen Mitteln zu versuchen, den jungen Prinzen in unsere Hand zu bekommen!“

Prinz Alexander sprang auf. „Das ist es!“ rief er. „Ich freue mich, daß Sie es fanden, noch ehe ichs selbst aussprach. Und nun, Marquis, wollen Sie mir helfen? Sie sind geschickter, als meine deutschen Kavaliere und Freunde; hier können Sie mir Ihre Anhänglichkeit beweisen! Darf ich diese Sache in Ihre Hände legen?“

Der Marchese, dessen angeborene Lust zu jeder Intrigue dieser Gedanke mächtig anreizte, erklärte sich sofort bereit. „Geben Sie mir Zeit bis heute abend, Durchlaucht!“ rief er. „Ich werde inzwischen einen Plan ausdenken.“

Nach der Abendmahlzeit kehrte er zum Prinzen zurück, der mit dem Baron von Freihardt über einer Schachpartie saß.

„Ich habs!“ rief er aufgeregt. „Wollen Sie mir nun bitte genaue Angaben machen, gnädigster Prinz, wo der junge Thronfolger zu finden ist.“

„In demselben Schloß,“ erwiderte Prinz Alexander, „in dem mein Vetter seine Gefangenschaft und seine Flitterwochen verlebte; in demselben Zimmer vermutlich, in dem der junge Prinz das Licht der Welt erblickte. Es ist mit einem guten Pferde in kaum zehn Stunden von der Residenz zu erreichen.“ Er befahl dem Baron, eine Landkarte herzubringen und zeigte ihm genau die Lage. Freihardt, dessen Vater vor manchen Jahren dieses herzogliche Schloß eine Zeitlang verwaltet hatte, und der als Knabe lange dort gelebt hatte, schilderte ihm die Baulichkeiten und Gärten, sowie das nahegelegene Städtchen in allen Einzelheiten.

Civitella steckte die Karte ein und machte sich Notizen. Als der Prinz ihn befragte, wie er vorzugehen beabsichtige, bat er, von einer Antwort entschuldigt zu werden. Er zog seinen

Degen und rief: „Gnädigster Prinz, auf diese Klinge, die Sie führten und die mein Blut trank, auf diese Klinge, die ich liebe und nicht von der Seite lasse, schwöre ich Ihnen: in spätestens drei Wochen ist ihr junger Neffe in diesem Zimmer! Dann werde ich Ihnen alles erklären.“

Mit einer vollendeten Verbeugung steckte er seinen Degen in die Scheide. Prinz Alexander lächelte und reichte ihm die Hand. „Und wir können nichts tun, Marquis, Ihnen zu helfen?“ fragte er.

„Doch!“ nickte der Marquis. „Ich brauche den jungen Zedtwitz — geben Sie mir den mit.“

Noch in derselben Nacht ritten Civitella und Zedtwitz aus dem Schloßparke.

— Sechzehn Tage später klopfte es mitten in der Nacht an des Prinzen Türe. Der Prinz lag im Bette; aber er hatte noch kein Auge zuge-
tan. Lange hatte er vor dem Madonnenbilde
gesehen, hatte endlich den Vorhang vorgezogen,
war zu Bett gegangen und hatte versucht zu
lesen. Doch fand er keine Ruhe.

Auf sein „Herein!“ öffnete sich die Tür; Baron
Freihardt führte den fröhlich lachenden Civitella
hinein.

„Halten zu Gnaden,“ rief der Marchese, „und
verzeihn Sie gütigst die nächtliche Störung! Mein
Auftrag ist ausgeführt, Durchlaucht — ich er-
warte den nächsten!“

Mit diesen Worten winkte er zur Türe hin — der Prinz sah eine hübsche Kindsmagd eintreten, die einen dreijährigen Buben auf dem Arme trug.

„Darf ich Ihnen den jungen Prinzen Eberhard vorstellen?!“ lachte der Marchese.

Es war ein sehr schönes Kind, das in tiefstem Schlafe lag. Eines der kleinen Händchen hatte es fest um den Daumen der Kindsmagd gepreßt. Der Prinz betrachtete es lang, von widerstrebenden Gefühlen erfaßt. Er sprach kein Wort; doch sah man, daß dieses hilflose, arglos schlummernde Kind seine starke Sympathie gewann. Langsam beugte er sich herab und küßte es.

Dann befahl er Freihardt, die Wärterin zu holen. Man hatte in der Zwischenzeit, in der Erwartung der Ankunft des jungen Prinzen, Personal gemietet, auf dessen Verschwiegenheit man sich verlassen konnte; auch waren einige Zimmer zum Empfange vorbereitet. Die Wärterin kam und tat sehr entzückt über ihren Schützling, den sie sogleich aus den Armen der Kindsmagd nahm. Sie ging, während die Magd stehn blieb, als ob sie weitere Befehle erwartete.

„Sie können mit der Wärterin gehen,“ sagte Prinz Alexander. „Sie werden müde sein von der Reise und ausschlafen wollen. Einstweilen danke ich Ihnen, liebes Mädchen — wir werden morgen früh weiteres besprechen.“

Aber die Kindsmagd grinste und blieb unbeweglich stehn, während der Marchese in ein helles Gelächter ausbrach.

„Gnädigster Prinz!“ rief er. „Wie gefällt Ihnen das Mädchen? Meinen Sie nicht, daß Sie es in Ihren persönlichen Dienst nehmen sollten?“

Freihardt erschrak über den Scherz des Italieners; er wußte zu gut, daß in dem Herzen seines Herrn nur ein Bild Platz hatte: das Veronikas. Er bemerkte eine leichte Wolke auf der Stirne des Prinzen und versuchte rasch, einzulenken. „Kommen Sie, Marquis, der Prinz ist sehr müde,“ sagte er, „ebenso wie Sie und die Magd. Man wird alles morgen besprechen.“

Aber Civitella ließ sich nicht abschrecken. Er faßte die Kindsmagd um die Hüften und gab ihr einen herzhaften Kuß auf die Wangen. „Nein, nein, Baron,“ lachte er, „das muß gleich erledigt werden. So dürfen Sie die hübsche Kleine nicht abspeisen. Sie hat sich sehr verdient gemacht um unsern Prinzen — und es ist wirklich nicht recht, daß er sie nicht einmal ordentlich anschauen will. Sie hat einen Kuß von Ihnen verdient, Prinz, und von Ihnen auch, Baron! Und, bei meiner Ehre, ich will nicht hinausgehen aus diesem Zimmer, bis sie nicht beide bekommen hat!“

„Ums Himmels willen, Marquis!“ stotterte Freihardt.

Aber zu seinem Erstaunen hörte er plötzlich auch den Prinzen hell auflachen. „Komm her, hübsches Ding,“ rief er, „hier hast du deinen Kuß.“

Die Kindsmagd trat ans Bett, knixte sehr tief und artig — und wirklich: Prinz Alexander küßte sie.

„Und nun,“ fuhr er fort, „geh zu meinem lieben Freunde Freihardt, daß er dir auch einen Kuß gibt!“

Der Baron glaubte seinen eigenen Augen nicht zu trauen. Die hübsche Magd aber trat auf ihn zu, lächelte und knixte vor ihm wie vor dem Prinzen.

Freihardt starrte sie an — und dann — plötzlich — erkannte er das Gesicht.

Es war — der junge Zedtwitz, den er nun auch seinerseits küßte.

„Wollen Sie mir berichten, Marquis?“ bat der Prinz. „Ich kann doch nicht schlafen, und wenn Sie nicht zu müde sind —“

„Müde schon, Durchlaucht, und vor allem durstig und hungrig!“ antwortete Civitella. „Wenn Sie gütigst befehlen wollen, mir ein wenig Essen und einen Schluck Wein zu bringen — so werde ich bis morgen früh Ihnen erzählen.“

„Recht so!“ rief Prinz Alexander. „Wollen Sie dafür sorgen, Freihardt? Und nehmen Sie das hübsche Fräulein mit sich und erquicken

Sie es tüchtig! Aber dann bringen Sie es zu Bett — junge Mädchen dürfen nicht so lange aufbleiben!“

Bald brachte eine Lakai eine kalte Schüssel, dazu ein paar Flaschen Wein. Der Marchese begann mit erstaunlichem Appetit zu essen. „Wir sind hergefahren in einer geschlossenen Kutsche,“ erklärte er, „aufgebrochen vor Tagesgraun! Jede Ortschaft, jedes Dorf haben wir sorgsam vermieden, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen — so konnten wir nichts zu essen bekommen. Es war nur ein Glück, daß wir genug Milch und Zwiebäcke mit hatten für das Kind — ich sage Ihnen, Durchlaucht, es ist ungeheuerlich, was so ein Wurm essen und trinken kann.“

Er setzte sich zu dem Prinzen aufs Bett und erzählte.

„Wir ritten die Nacht durch, gnädigster Prinz, und kamen zeitig in dem Städtchen an. Dort stiegen wir in einem kleinen, aber sehr reinlichen Gasthause ab und hielten uns den Tag über ruhig; bis zum Abende mein Jäger eintraf, der mir die nötigen Kleider brachte, die ich zu meinem Plan benötigte. Während des Tages trug ich dafür Sorge, daß das hübsche Töchterlein des Wirtes, das uns bediente, möglichst viel in unsern Zimmern und besonders in dem des jungen Zedwitz zu tun hatte. Ew. Durchlaucht

hatten damals in Venedig den Kopf zu voll mit andern Dingen, sonst würde es Ihnen ebenso aufgefallen sein, wie Baron Freihardt und mir, Welch tiefen Eindruck der saubere Junker auf alles macht, was Röcke trägt. Alte Matronen und junge Mädels, Gräfinnen und Schenkdirnen, alle waren gleich verrückt nach ihm. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß der schöne Schmetterling, der kaum flügge geworden, sich den süßen Honig der venetianischen Frauenwelt gut schmecken ließ.

Eines Abends war ich zum Nachtmahl bei dem Grafen — — geladen, gestatten Sie mir, den Namen zu verschweigen, Prinz! Er hatte eine schöne junge Frau, eine Paduanerin, auf die ich längst ein Auge geworfen hatte. Nach der Mahlzeit zog sich die Gräfin in ihr Schlafgemach zurück, während ich mit dem Alten allein saß. Plötzlich kamen einige Herren an, Mitglieder des Bucintoro, dessen eifrige Stütze der alte Graf war; sie hatten den Auftrag, ihn zu einer wichtigen Sitzung zu holen, die er augenscheinlich vergessen hatte. Wir brachen auf und eilten hinunter zur Gondel; als wir eben einstiegen, bemerkte ich, daß ich mein Barrett vergessen hatte. Da ich doch nicht mit den andern fahren konnte — ich war damals noch zu jung, um in den Bucintoro aufgenommen zu sein — so verabschiedete ich mich, um

meine Mütze zu holen. Wie ich die Treppe hinaufstieg, kam mir der Gedanke, daß dieser Zufall vielleicht mein Glück sein könnte. Freilich hatte die junge, schöne Gräfin nie auch nur durch einen Blick mich ermutigt, aber ich kannte die Frauen unserer Gesellschaft zu gut, um nicht zu wissen, daß es bei einer guten Gelegenheit häufig nur des kecken Zugreifens bedarf, um sie zu erobern. Ich beschloß also, mein Glück zu wagen und ging geradewegs in das Schlafzimmer der Gräfin, in das ich, ohne zu klopfen, eindrang — zu meiner Freude war die Tür nicht verschlossen. Das Zimmer war dunkel — nur ein schwacher Mondschein fiel durch das Balkonfenster. Ich hörte einen raschen Aufschrei — die Stimme der Gräfin — dann die Worte, „Mein Mann, mein Mann!“ — Und: „Hier — schnell — verbirg dich!“

Ich erfaßte die Situation im Augenblick — hatte ich mich doch selbst schon in solch fataler Lage befunden. Die Gräfin hatte also einen Liebhaber bei sich! Es wäre wenig ehrenhaft gewesen, die Verlegenheit der schönen Frau auszunutzen — ich sah, daß ihr Herz ausgefüllt war und mußte mich damit abfinden. Im Augenblick vorher noch ein stürmischer Liebhaber, verwandelte ich mich gleich in einen tadellosen Kavalier.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, gnädigste

Frau Gräfin!“ sagte ich. „Ich habe die Tür verfehlt.“ Mit diesen Worten machte ich Miene, mich zurückzuziehn. Die Gräfin stieß einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus, dann kam sie auf mich zu. Sie brannte einen Leuchter an und hielt ihn hoch, als wollte sie sich vergewissern, daß wirklich nur ich der Eindringling sei.

Ich verbeugte mich, legte die Hand aufs Herz und sagte: „Gnädigste Frau Gräfin wollen überzeugt sein, daß das, was mir ein Zufall mittheilte, mein strengstes Geheimnis bleiben wird. Nehmen Sie an, Frau Gräfin, daß ich blind und taub sei und nichts gesehn noch gehört habe.“

Sie stutzte einen Augenblick; es schien, als wolle sie meine Hand ergreifen, um mir zu danken. Dann aber besann sie sich, zog die Lippen hoch und sagte stolz: „Sie irren sich, Marquis! Sie haben wirklich nichts gesehn noch gehört, was ich mir vorzuwerfen hätte! — Sie hörten mich bei Ihrem unvermuteten Eintritt erschreckt aufschreien — und dachten — dachten — daß ich einen Liebhaber bei mir hätte! Sie versichern mich zwar Ihrer Großmut und Diskretion — aber ich fürchte, daß Sie vielleicht daran vergessen könnten! Nein, Marquis — es war kein Mann in diesem Raum!“

Obwohl dieses Mißtrauen beleidigend war, widersprach ich ihr nicht. „Wie Sie befehlen,

Gräfin," sagte ich, konnte aber ein Lächeln nicht unterdrücken.

Sie bemerkte es sofort. „Sie zweifeln?!“ rief sie. „Ich will Ihnen sagen, wer hier war: eine arme Verwandte von mir, die mein Mann, aus Gründen, die Ihnen gleichgültig sein können, nicht bei mir sehn soll!“ Sie ging ein paar Schritte ins Zimmer und schlug den Vorhang zurück. „Komm heraus, Marietta,“ fuhr sie fort, „es ist nicht der Graf!“

In der Tat kam ein Mädchen hinter dem Vorhang zum Vorschein, das verchämt eine Hand vor das Gesicht hielt. Ihre Kleidung war ein wenig in Unordnung, sie hatte keine Schuhe an und der Gürtel des Gewandes war gelöst. Ein plötzlicher Verdacht faßte mich; ich ergriff den Leuchter, den die Gräfin auf ein Tischchen gestellt hatte, riß dem Mädchen die Hand herunter und leuchtete ihm ins Gesicht. Meine Bewegung war so schnell, daß sie vollkommen überraschend kam — aber die Überraschung der beiden Frauen war nicht größer als meine eigene, als ich in der armen Verwandten den Kammerjunker von Zedtwitz erkannte. Übrigens muß ich sagen, daß der hübsche Junker schneller seine Geistesgegenwart wieder fand als ich die meine: er riß mir meinen eigenen Degen aus der Scheide und hielt ihn mir vor die Brust. Ich war wirklich völlig wehrlos — meine einzige Waffe war

ein schallendes Lachen, das freilich den hitzigen jungen Liebhaber vollständig entwaffnete.

Die Gräfin gab nun ihre Heuchelei auf; sie bat händeringend um meine Diskretion, die ich ihr natürlich zusagte. Ich habe mein Wort gehalten — sie gilt heute noch als die tugendhafteste Dame in Venedig.

Die Erinnerung an dies kleine Abenteuer, gnädigster Prinz, war es, die mir meinen Plan eingab. Ich gebe offen zu, daß mir nie aufgefalle wäre, ein wie hübsches Frauenzimmer der Junker darstellen könne — die weibliche Schlaueheit der Gräfin sah es im Augenblick, so daß der Junker in ihrem Palazzo ungehindert ein und ausgehen konnte.

Es war also mein Plan, Zedtwitz als Kindsmagd in das Schloß zu schmuggeln; die nötigen Kleider und die Perücke hatte mein Jäger inzwischen besorgt und uns nachgebracht. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß erst wenige Tage vorher ein Mädchen, das der Pflegerin des jungen Prinzen zur Seite stand, mit einem Soldaten durchgegangen war. Inzwischen hatte sich, wie ich voraussetzte, der Junker mit dem Wirtstochterlein herzlich angefreundet, und es war mir am andern Tage ein leichtes, sie für unsere Zwecke zu gewinnen. Der Junker mußte ihr vorreden, daß er mit mir eine Wette gemacht habe, unerkant als Mädchen zwei Monate her-

umzulaufen und bat sie nun um ihre Hilfe, seine Wette zu gewinnen. Das Mädel ging um so bereitwilliger darauf ein, als sie auf diese Weise die Hoffnung hatte, den hübschen Jungen, in den sie sich Hals über Kopf verliebt hatte, auf so lange Zeit in ihrer nächsten Nähe zu haben. Sie kleidete also den Junker zur Probe an und nahm, was sie nur konnte, von ihren eigenen Sachen, um ihn möglichst echt ausschauen zu machen. Ich hörte im Nebenzimmer das Gekicher und Gelächter, und ich muß gestehn, gnädigster Prinz, daß mir ganz warm dabei wurde. — Am Nachmittag ließ ich den Junker auf seinem Gaul abreiten; während der Nacht ließ seine kleine Freundin ihn heimlich durchs Fenster wieder ein. Am andern Morgen wurde er von neuem in ein Mädchen verwandelt — — er brachte mir das Frühstück ans Bett, und ich erkannte ihn zunächst ebensowenig, wie Sie, Durchlaucht. Das Wirtstöchterlein erzählte ihrem Vater, daß ein Mädchen aus der Residenz da sei, um sich um die Stellung im Schlosse zu bewerben — weder er noch einer der Angestellten des Gasthauses schöpften den leisesten Verdacht. Der Wirt, ein Witwer in den besten Jahren, fing sofort an, mit dem Kindsmädchen zu schäkern — seine Tochter zog es ihm weg. Man sandte einen Knecht zum Schlosse, der den Bescheid zurückbrachte, daß das neue Mädchen sich erst

am andern Morgen vorstellen sollte. So mußte es noch diese Nacht im Gasthaus bleiben. Es half beim Aufwarten während des Abendessens, das ich mit dem Wirt und ein paar Handlungsreisenden gemeinsam in der Schenkstube einnahm und erfreute sich der allgemeinen, recht deutlichen Zuneigung aller; besonders schien auf die starken Hände des Wirtes das hübsche Ding eine geradezu magnetische Anziehungskraft auszuüben. Es ging so weit, daß das Wirtstöchterlein hell zu weinen begann und erklärte, daß sie so etwas nicht leiden wollte, und daß der Herr Vater sich schämen sollte! Und sie wisse, daß er es nicht wagen würde, sich so zu benehmen, wenn ihre Frau Mutter noch lebe — die würde es ihm schon gezeigt haben! Und dann erklärte sie, daß es ihre Pflicht sei, das arme, unschuldige Ding zu schützen, und daß sie nicht dulden würde, daß ihr Schützling in dem Gastzimmer schliefe, dessen Schloß ohnehin zerbrochen wäre und wo sie Gott weiß welchen unsittlichen Anschlägen ausgesetzt sein könnte! Sondern sie würde das unschuldige Kind für die Nacht in ihr eigen Zimmer und in ihr eigen Bett nehmen und die Tür gut verriegeln und schon dafür sorgen, daß ihm nichts von seiten der Mannsleute geschähe!

Und das tat sie auch!

Am andern Morgen brachte sie das neue Mäd-

chen ins Schloß und führte es vor; man wurde gleich einig und nahm es in Dienst. Das Wirtstöchterlein hatte es als seine eigene Base vorgestellt und gesagt, daß sie für seine Tugend verantwortlich sei — darum müsse es die Erlaubnis haben, wenigstens zweimal in der Woche zu ihr zu kommen, während umgekehrt auch sie es im Schlosse besuchen dürfte — all das wurde von der Pflegerin gerne zugestanden.

In diesen Tagen hielt ich mich sehr ruhig im Gasthause; ging nur in der Dämmerung ein wenig spazieren. Es war recht langweilig, Durchlaucht, zumal das Wirtstöchterlein auch nicht das allergeringste von mir wissen wollte. Zedtwitz kam ein paarmal, aber dann konnte ich ihn nur sehr kurze Zeit sprechen, da seine kleine Freundin ihn sofort mit Beschlag belegte. Da diese ihn auch im Schloß aufsuchte, da ferner mein Jäger inzwischen die Gelegenheiten ausgekundschaftet hatte und sich an verabredeten Plätzen im Schloßpark herumtrieb, so war ich wenigstens in ständiger Verbindung mit dem Junker. Der junge Prinz wurde sehr gut bewacht; Zedtwitz sollte eine glückliche Gelegenheit abwarten, wo ihm allein die Obhut des Kindes anvertraut sein würde. Für diesen Moment war alles vorbereitet; in einem kleinen, unscheinbaren Gasthofs vor dem andern Ende des Städtchens hatte ich meinen zweiten Jäger untergebracht, der mit der Kutsche

nachgekommen war; diese stand Tag und Nacht reisefertig da.

Ich war froh, daß das Wirtstöchterlein da war; ich weiß nicht, ob der Junker ohne diese hübsche Zerstreung so lange seine schwierige Rolle hätte durchführen können. Und dieses Mädchen war es auch, das sehr viel zum Gelingen unseres Planes beitrug, der auf ein Haar zu scheitern drohte. Sie kam eines Abends sehr aufgeregt von einem Besuche im Schlosse zurück und berichtete mir, daß sie in der Dämmerung vor dem Parke eine große Kutsche gesehn habe und eine Schar Berittener, alle bis an die Zähne bewaffnet. Da die Nachricht von dem Eingreifen der Erbprinzessin in dem Prozeß ihren Weg längst in das Städtchen gemacht hatte, so befürchtete man dort, wie auch im Schlosse, eine gewalttätige Entführung des Kindes von ihrer Seite — es ist richtig, Prinz, daß man früher auch von unserer Seite einen ähnlichen Schritt befürchtet hatte, doch hatte man diesen Gedanken längst wieder aufgegeben, da während so vieler Monate nichts geschehn war.

Kein Wunder also, daß dieser unvermutete Anblick in der stillen friedlichen Gegend das Herz des braven Mädchens heftig schlagen ließ. Ich traf sofort meine Vorkehrungen, beorderte meine Kutsche an einen andern Punkt der Parkmauer, wo sie unter dem Schutz einer verfallenen Scheune

ziemlich unbemerkt stehn konnte. Während ich meine Jäger dort warten ließ, begab ich mich mit dem Mädchen zu dem vom Vollmonde beschienenen Schloßpark. Inzwischen war der geheimnisvolle Trupp Bewaffneter auch von andern bemerkt worden; es kamen immer mehr aufgeregte Leute in die Wirtsstube; man beschloß, unter Führung des Wirtes und des Nachtwächters dem Schlosse zu Hilfe zu eilen.

Mittlerweile hatte sich im Schloß ein kleines Drama abgespielt. Einige Bewaffnete waren unbemerkt eingedrungen, in den Flügel des Gebäudes, der dem jungen Prinzen bestimmt war, geeilt und hatten das Kind vor den Augen der schreienden Pflegerin aus der Wiege gerissen. Eine große, verschleierte Frau war mit ihnen; diese hatte den Prinzen sofort auf die Arme genommen — sie schritt voraus, während die Bewaffneten ihren Rückzug deckten. Das Schreien der Kindsfrau hatte die Dienerschaft und die Kavaliere herbeigerufen; man machte sich sofort an die Verfolgung und erreichte die Entführer im Parke. Da diese jedoch mit Schußwaffen versehen waren und reichlich davon Gebrauch machten, so wurden zwar eine Anzahl der Verfolger verwundet, nicht aber den Räubern ihre Beute abgejagt. Schon glaubten sich diese in Sicherheit, als in ihren Rücken mit großem Geschrei der Haufe der Bauern und Stadtleute er-

schien; hierdurch gerieten die Entführer für einen Augenblick in Verwirrung, da sie ihren Weg abgeschnitten sahen. Sie besannen sich aber sofort und wandten sich kräftig gegen den neuen Feind, während zwei von ihnen mit der verschleierte Frau, die das Kind trug, über eine große Rasenfläche forteilten. — Schon hatten sie fast die Parkmauer bei einem kleinen Pfortchen erreicht, als plötzlich, die Rösche hochaufgeschürzt, ein Frauenzimmer heranstürzte — eben die neue Kindsmagd, unser Junker. Er schwang einen mächtigen Reitersäbel über dem Kopf — die Räuber waren durch diesen seltsamen Angriff so verwirrt, daß sie die Verteidigung fast vergaßen. Er verwundete beide, riß dann das Kind aus den Armen der Frau und eilte zurück — in der nächsten Minute war er von der begeisterten Menge der Schloßleute sowie der Städter und Bauern umgeben, die ihm laut zujauchzten. Das Wirtstochterlein vor allem hängt sich weinend und lachend an seinen Hals, als wollte es ihn überhaupt nicht mehr loslassen. Im Triumph brachte man das Heldenmädchen zum Schlosse zurück.

Diese Gelegenheit hatten die zwei Bewaffneten benutzt, um mit der verschleierte Frau durch das Pfortchen zu entkommen. Auch von den andern Leuten der Entführerbande erwischte man keinen, obwohl man den Park und die Umgegend aufs genaueste absuchte.

Es galt als ausgemacht, daß der Anschlag von der Erbprinzessin ausging; ja die Schloßleute behaupteten, daß diese selbst die Bande geführt habe. Gesehn hatte zwar keiner ihr Gesicht, doch glaubten viele, ihre stolze Figur erkannt zu haben. Der Umstand, daß die Erbprinzessin ja mit allen Gelegenheiten innerhalb und außerhalb des Schloßes aufs genaueste Bescheid wußte, machte diesen Verdacht fast zur Gewißheit — nur so war es zu erklären, daß die Bewaffneten trotz aller Vorsichtsmaßregeln ungesehn ins Schloß dringen konnten, um urplötzlich in dem Schlafgemach des jungen Prinzen zu erscheinen.

Diesen Umstand machte ich mir zunutzen — wenn unser Plan überhaupt gelingen sollte, so mußte er sogleich ausgeführt werden und zugleich der andern Seite in die Schuhe geschoben werden.

Die Pflegerin war von dem Schrecken, den sie erlitten hatte, so angegriffen, daß sie das Bett hüten mußte; so wurde die persönliche Obhut des Kindes vollständig der heroischen Kindsmagd anvertraut — man legte zwei bewaffnete Jäger in das Vorzimmer. Ich sandte im Laufe des folgenden Tages die Wirtstochter mit einem Brief an Zedtwitz und gab ihm genaueste Instruktionen, die er gewissenhaft ausführte. Er ließ sich in der letzten Nachtstunde, nur mit einem Hemd bekleidet, an einem Strick, den ich ihm gesandt

hatte, von dem Fenster herunter und traf mich und meinen Jäger in einem Gebüsch im Parke versteckt. Alles ging vorschriftsmäßig, und mein Plan mußte nur insofern eine Änderung erleiden, als die verliebte Wirtstochter nicht zu bewegen gewesen war, für diese Nacht nach Hause zu gehn, sondern darauf bestanden hatte, in den Armen ihres jungen Helden zu schlafen. Als wir drei den Strick hinaufgeklettert waren, fanden wir sie in tiefstem Schlafe — beide Arme hielten eng ein Kissen umschlungen, das ihr der Junker an seiner Stelle untergeschoben hatte. Vorsichtig legte sich Zedtwitz wieder zu Bett an ihre Seite, während mein Jäger und ich unsere Masken anlegten — wie Sie wissen, Durchlaucht, trägt ein Venetianer die immer in der Tasche. Dann stürzten wir uns auf die Wirtstochter, schoben ihr einen Knebel in den Mund, um sie am Schreien zu hindern, und banden sie an Armen und Beinen — doch ließen wir ihr die Augen offen, damit sie den weiteren Verlauf gut sehn sollte. Wir warfen uns nun auf Zedtwitz, der im Hemd aus dem Bett sprang und uns zum Schein einen verzweifelten Kampf lieferte. Schließlich sank er zu Boden, von meinem Theaterdolch, der in den Griff zurückschnellt, in die Brust getroffen. Um das arme Mädchen wenigstens einigermaßen zu beruhigen, beugte ich mich über ihn, als ob ich ihn untersuchte und sagte halblaut: „Es ist

nichts — nur eine kleine Fleischwunde! Eine leichte Ohnmacht, die bald vergehn wird!“ Und ich fuhr fort, zu meinem Jäger gewandt: „Binde Arme und Beine recht fest! Ich nehme das Kind — und dann fort mit beiden — die Erbprinzessin wird uns gut belohnen!“

Der Jäger machte Anstalten, als ob er den Junker binden wollte, während ich über das Mädchen, das sich nicht rühren konnte, alle Decken und Kissen warf, die ich nur finden konnte — was nun geschah, sollte sie gewiß nicht mehr sehn. Zedtwitz erhob sich, ergriff das Kind, warf seiner kleinen Freundin noch eine Kußhand zu und schwang sich aus dem Fenster, der Jäger folgte ihm mit den Frauenkleidern und der Perücke, während ich den Beschluß machte. Wir kletterten an dem langen Strick herunter — zum Glück erwachte der junge Prinz nicht. In dem nächsten Gebüsch machten wir halt; jetzt nahm ich das Kind, während der Jäger den Junker auf die Arme nahm. Wir liefen über die Wiesen, weil dies der schnellste Weg war — da kommen zwei Parkwächter mit lautem Geschrei auf uns zu. Ich rufe meinem Jäger zu, weiterzulaufen, ziehe meinen Degen und werfe mich den beiden Burschen entgegen. Beide knallen ihr Pistol auf mich ab — das eine versagt, aber das andere schießt mir meinen Dreispitz vom Kopf. Von dem Knall erwacht das Kind in meinem Arm

und fängt jämmerlich an zu schreien. Ich höre die Fenster und Türen sich öffnen und ein Geschrei und Gelaufe von allen Seiten. Schnell tue ich ein paar gute Stiche gegen die beiden braven Leute — ich hoffe, daß ich sie nicht ernsthaft verwundet habe. Dann wende ich, springe mit langen Beinen über die Wiese ins Gebüsch — finde endlich die Mauer und klettere hinauf — Gott sei Dank, keine hundert Schritte von mir entfernt sehe ich meine Kutsche halten; mein Jäger und Zedtwitz springen schon auf sie zu. Zwei Minuten später saß ich mit Zedtwitz und dem jungen Prinzen im Wagen — einer der Jäger peitschte vom Bock aus auf die Gäule los, während der andere auf sein Pferd sprang und unsere beiden Gäule an Halftern neben sich galoppieren ließ. Es war nicht einen Augenblick zu früh; schon kamen die Schloßleute aus dem Parktore und über die Mauern.

Den Rest wissen Sie, gnädigster Prinz. Wir vermieden jeden Ort und hielten die Gardinen unserer Kalesche fest geschlossen. Wenn wir Rast machten, verbargen wir uns auf einem Felde oder in einem Wäldchen — bei einem solchen Halt machte Zedtwitz aufs neue Toilette. Ihr Herr Neffe benahm sich musterhaft — und ein besseres Kindermädchen wie den Junker habe ich nie gesehn.

Noch etwas, Durchlaucht, es ist ganz gewiß,

daß man unsern Streich der Erbprinzessin in die Schuhe schieben wird. Die Wirtstochter wird die Entführung in allen Einzelheiten beschreiben — nur über den Punkt, daß die entführte Kindsmagd ein Mann und ihr Geliebter war, wird sie gewiß reinen Mund halten! Wenn wir also den jungen Prinzen hier sicher und unentdeckt bewahren können — so wird kein Mensch Verdacht auf uns werfen.“

„Wir werden es besser machen wie die Leute des alten Herzogs,“ sagte Prinz Alexander, „verlassen Sie sich darauf, Marquis! Die hatten wenig zu verlieren — wir: alles!“

Er bedankte sich bei dem Marchese und schüttelte ihm die Hand. Kaum war der Marchese aus dem Zimmer, als es leise an die andere Türe pochte. „Wer ist da?“ rief der Prinz erstaunt.

Die Tür öffnete sich; herein trat der junge Zedtwitz.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädigster Prinz,“ sprach er, „ich muß Ihnen eine Mitteilung machen. Ich warte schon lange im Nebenzimmer, aber ich wollte nicht hineinkommen, solange ich noch eine Stimme hörte.“

„Was ist es, mein Junge?“ sagte der Prinz.

Der Junker fragte: „Hat Ihnen der Marchese gesagt, daß die erste Entführung von der Erbprinzessin geleitet wurde?“

„Gewiß!“ nickte der Prinz.

Zedtwitz kam ganz nahe ans Bett und beugte sich herab. „Er irrt sich,“ sagte er leise, „es war nicht die Erbprinzessin!“

„Wer war es denn?“ fragte Prinz Alexander.

Der Junker wandte den Kopf und hob den Arm, zeigte auf das verhangene Madonnenbild. „Diese Frau war es“, sagte er.

Der Prinz richtete sich hoch. „Die? — Veronika? — Woher weißt du es?“

„Als ich das Kind aus ihrem Arm riß,“ sagte der Junker, „riß ich den Schleier mit — den sie gleich wieder hoch nahm. So sah ich für einen Augenblick im Mondschein ihr Gesicht. — Ich schwöre es, gnädigster Prinz, es war die Dame von Murano!“

Der Prinz schwieg — minutenlang. Dann schickte er den Junker fort. „Gehn Sie schlafen, mein Junge — es war sehr lieb von Ihnen, daß Sie mir Bescheid sagten.“

Unbeweglich saß er eine Weile da, endlich stand er auf, steckte alle Kerzen an. Dann ging er auf und nieder im Zimmer, tief nachdenkend. Sie war es — Veronika? Der Junker konnte sich nicht irren — er war der einzige, der die verschleierte Frau, die den nächtlichen Überfall leitete, ohne diesen Schleier gesehen hatte! Er kannte sie gut, er hatte ihr Bild hier gesehen, wie in Venedig und liebte und bewunderte es kaum weniger wie er selbst. Und das Original

dieses Bildes lebte nicht weniger in des Junkers Gedächtnis — er hatte dabei gestanden, als, heimkehrend von Chioggia, die Damen in Murano das Schiff verließen, damals als er, der Prinz, zum ersten Male das Wort an Veronika richtete! Zwei- oder dreimal hatte ihn der Junker dann nach Murano begleitet, dort in den Gärten Veronika gesehn und ein paar Worte mit ihr sprechen dürfen. Er hatte endlich mit ihm an ihrem Krankenbette gestanden —

Nein, er konnte sich nicht irren: das Bild dieser Frau vergaß keiner, der es einmal sahl

Dann aber — was konnte das bedeuten?

Doch nur dies eine: sie handelte im Auftrage ihres Freundes und Ratgebers — des Armeniers — der nun auch sein Freund und Ratgeber war!

Und sie handelte — für ihn, den Prinzen! Er schien nun ganz klar zu sehn, alle Zusammenhänge zu erkennen. Zu lange hatte er gezögert, zu lange es immer aufgeschoben, zu handeln — gerade darauf aber wartete der Armenier. Und da nichts geschah von seiten des Prinzen durch all diese Zeit, so griff er selber ein und bediente sich hierzu der Hilfe dieser Frau — konnte er besser dem Prinzen zeigen, daß die Tage des Zweifels und Zauderns vorüber seien und daß es endlich an der Zeit sei, zu handeln?! Wenn er sich nicht entschließen konnte — nun, so be-

schloß man eben für ihn — wenn er nicht handeln konnte — diese Frau konnte es!

Freilich, der Zufall wollte es, daß sein Plan geglückt war, während der andere scheiterte! Aber: scheiterte nur im letzten Augenblick durch das schnelle Eingreifen seines Junkers. Er hatte sich zum Handeln entschlossen, o gewiß — aber sicherlich später als sein geheimer Freund und die geliebte Frau — deren Plan der seine nun über den Haufen geworfen hatte, während er zugleich die Geliebte in schwere Gefahren brachte.

Er trat vor das Bild; zog den Vorhang zurück, starrte lange hinauf.

„Wenigstens eines weiß sie nun,“ dachte er, „daß ich nicht ganz tatenlos dasitzel!“ Er löste eine schmale Goldkette vom Halse und öffnete das kleine, runde Medaillon, das daran hing — sie hatte es ihm einst in Murano geschenkt. Er betrachtete das Miniaturbild, verglich es Zug um Zug mit dem Madonnenbilde.

Da hörte er einen leichten Seufzer hinter sich. Er schrak auf, wandte sich um —

In der Mitte des Zimmers, regungslos, stand Veronika.

Prinz Alexander griff sich an die Stirne, schwankte, hielt sich mühsam an einem Stuhle fest. „Du —?“ flüsterte er.

Er taumelte auf sie zu, hob seine Arme, sie zu umarmen. Aber sie wehrte ihn still ab. Da sank er in die Knie, griff ihre Hand, die er mit heißen Küssen bedeckte. Sie ließ ihn gewähren, streichelte sein Haar.

Endlich sagte sie: „Steh auf!“

Eine Fülle von Fragen drängte sich auf seine Lippen; sie merkte es wohl, lächelte. „Fragen nicht!“ mahnte sie. „Frage nicht, woher ich komme noch wohin ich gehe. — Er schickt mich. Er läßt dir sagen, daß du ihn bald sehen wirst!“

Wieder griff er ihre Hand — aber sie entzog sie ihm langsam. „Bleibe stehn, wo du stehst,“ sagte sie, „rühre dich nicht — folge mir nicht!“

„Und dich — wann werde ich dich wieder-sehn?“ stammelte er.

Ein fast schmerzliches Lächeln überzog ihre Züge. „Bald“, erwiderte sie, „bald, wenn er es will.“

Langsam schritt sie hinaus aus dem Raum.

Der Prinz schaute ihr nach — noch hörte er ihren Tritt. Ah, sie stand vor ihm, eben noch, ein Wesen aus Fleisch und Blut! Und doch zweifelte er jetzt schon, ob es wirklich lebte — ob es nicht eine Erscheinung war, eine Truggestalt seiner Phantasie, die ihn narrete —

Er ging zum Schreibtisch, ließ sich auf den Stuhl niederfallen und grub den Kopf in beide

Hände. Ein Schauer schüttelte seinen Körper, dann weinte er bitterlich.

* * *

Früh am andern Morgen stürmte Freihardt ins Zimmer. „Prinz!“ rief er, „Prinz, das Kind ist fort!“

Zwei Wärterinnen schliefen in dem Schlafräume, der dem jungen Prinzen bestimmt war, zwischen ihren Betten stand die Wiege. Vor jede der Türen hatte Freihardt die besten Leute als Wachen hingestellt. Unterhalb des Fensters gingen drei Wachen auf und nieder.

Und niemand hatte das allergeringste bemerkt. Man durchsuchte jeden Raum, Speicher und Keller, jeder kleinste Winkel des Schlosses, jedes Gebüsch der Gärten — nirgends fand man die leiseste Spur. Prinz Alexander vernahm persönlich jeden einzelnen seines Gefolges und der Dienerschaft, fragte jeden besonders, ob man nicht eine große Frau gesehn habe — vergebens. Niemand hatte sie gesehn; niemand wußte über das Verschwinden des Kindes.

Am Abend saß der Prinz mit seinen Intimen bei der Tafel — die Unterhaltung war sehr einsilbig. Plötzlich sprang der junge Zedtwitz auf und starrte in die Luft — hob dann den Kopf, als ob er auf etwas lausche.

„Was gibts, Junker?“ fragte Graf Osten.

Aber Zedtwitz antwortete nicht. Er lief vom Tische fort, öffnete das Fenster — aus weiter Ferne hörte man ein schwaches Schreien.

„Ein Kater miaut!“ rief Civitella.

„Irgendein Kind schreit in der Nachbarschaft!“ sagte Baron Freihardt.

„Nein, nein!“ rief der Junker. „Es ist nicht — irgendein Kind! Es ist das Kind — unser Kind — ist der junge Prinz!“

Er lief durch das Zimmer; man hörte ihn die Treppen hinunterjagen. Schweigend blieben die andern sitzen.

Es dauerte geraume Zeit, bis der Junker zurückkam — schon vom Gange her scholl seine fröhliche Stimme: „Ich bringe es! Ich bringe es!“ Dann sprang er durch die offene Tür, den jungen Prinzen im Arm. „Ich lief dem Schalle nach,“ berichtete er, „ah, diese Kinderstimme kenne ich unter tausenden! Ich suchte im Park — aber der Schall narrete mich — bald schien er hierher, bald dorthier zu kommen. Endlich eilte ich hinaus aus dem Park — herum um die Mauern, der alten Mühle zu — jetzt vernahm ich deutlich das Schreien. Mitten auf der Landstraße lag das Kind — auf seinen seidenen Kissen, als ob es eben erst hingelegt worden wäre. Aber kein Mensch war weit und breit!“

Er zog einen Brief aus seiner Tasche: „Dieser Brief lag bei dem Kinde, gnädigster Prinz. Er ist an Sie adressiert.“

Prinz Alexander öffnete den Brief und las:
„Nehmen ist leichter als Halten. Sie, Prinz, müssen beides lernen.“

Keine Unterschrift — — aber es waren die Schriftzüge des Armeniers.

„So ist er in der Residenz!“ sagte der Prinz.